

mus, Christentum und zur Abstraktion einen Gegensatz, der letztlich eine Auseinandersetzung mit den Werken von Nietzsche, George und Heidegger nahelegt. Im Zentrum von Hölderlins Bezug auf die dionysischen „Geheimnisse“ (‘Bakchen’, v. 22) steht die Suche nach einem sprachlichen Übergang von einer uneigentlichen, heimatlosen Sprache zu einer bescheideneren, eigentlichen, zukünftig-heimatlichen Sprache. Am Ende ist die zeitgenössische Frage formuliert: Welche Aspekte von Hölderlins Überlieferung Griechenlands soll man vor der Pervertierung Georges und Heideggers retten, um der Dürftigkeit der Zeit – besonders die Gefahr der Augen, die die Menschen von der Natur und zweifellos auch sich selber entfremdet – zu begegnen? Hinsichtlich der visuellen Kultur, die die digitale Revolution begleitet und die das Problem des Geldes und globaler Erwärmung verdrängt, bleibt Hölderlins Dichtung zeitgenössischer, als man gemeinhin denkt. Die Epiphanie des Dionysos kann als Revolution gegen die visuell konditionierte Suche nach unbegrenzter Wissensmacht gedeutet wie verstanden werden. Sie wird zum Einspruch gegen unsere „self-destructive culture of the unlimited“ (E. Seaford). Hölderlins Gedichte vermögen die Gefahr selbstvergessener Entgrenzung – und damit unsere tragische Beziehung zur Natur – auch und gerade heute noch zu erschließen.

Trotz der gedrängten Zeit, die am Ende der Tagung zur Verfügung stand, schloss sich wie an die erste auch an die zweite Partie des Forums eine konstruktive und unter reger Beteiligung des Publikums geführte Diskussion an. Das setzte einen produktiven Schlusspunkt für die ganze Tagung.

„Geläutert ist die Traub“:
die Alltäglichkeit der erhabenen Dichtersprache

Von

Priscilla A. Hayden-Roy

*Gemeiner muß alltäglicher muß
die Frucht erst werden, dann wird
sie den Sterblichen eigen.*

(‘Die Sprache –’ MA I, 235)¹

Kein anderer Umgang mit poetischen Texten verlangt eine eindeutigeren und minutiöseren Festlegung des Sinns als die Arbeit des Übersetzens; dabei kommen unvermeidlich und mit besonderer Schärfe Interpretationsprobleme ans Licht, wie sich besonders beim Vergleich mehrerer Übersetzungen in dieselbe Sprache zeigt. Ein drastisches Beispiel solcher Deutungsschwierigkeiten ist eine Stelle in ‘Mein Eigentum’. In der zweiten Zeile der Ode steht der Satz: „Geläutert ist die Traub“, der in englischen Übersetzungen unterschiedlich übersetzt wird als: „pure and mellow is the grape“²; „The mellow grape is clear“³; „The grape is pure“⁴; „The grapes are lit all through“⁵; „The grapes are pressed“⁶;

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 183–186.

¹ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchener Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

² Hölderlin, introduced and edited by Michael Hamburger, with plain prose translations of each poem, Baltimore 1961, 36.

³ Friedrich Hölderlin: Poems and Fragments, translated by Michael Hamburger, London 2004, 141.

⁴ Selected Poems of Friedrich Hölderlin, translated by Maxine Chernoff and Paul Hoover, Richmond, CA 2008, 93.

⁵ Friedrich Hölderlin: Selected Poems, translated by David Constantine, Newcastle upon Tyne 1996, 24.

⁶ Friedrich Hölderlin: Alcaic Poems, with translations into English by Elizabeth Henderson, London 1962, 11.

„The clear grapes are pressed“⁷; „Cleared is the vineyard“.⁸ Ein Blick auf die Handschrift von ‘Mein Eigentum’ lässt uns allerdings einige der Lösungen ausklammern. Dort hatte der Dichter zunächst den unvollendeten Zeilenanfang „Die Traub ist schwer und durch“ geschrieben, bevor er ihn dann am Rande durch die endgültige Fassung ersetzte.⁹ Die Trauben, schwer mit Saft, hängen also eindeutig noch am Weinstock; das Bild der reifenden Frucht fügt sich in die sonstigen herbstlichen Bilder am Anfang der Ode ein, die Hölderlin ursprünglich ‘Der/Am Herbsttag’ betiteln wollte. Die Trauben sind also nicht „pressed“ (Henderson, Hoff) bzw. ist der Weinberg erst recht nicht geräumt („cleared“, George). Mit der Entscheidung für „geläutert“ scheint der Dichter aber den Reifungsprozess der Traube von seiner banalen Physikalität („schwer“) befreien und in einen erhabeneren, moralisch-religiösen Bereich erheben zu wollen. Die Übersetzer folgten dieser Spur und suchten dazu Entsprechungen mit „clear“ und „pure“. Aber neben der übertragenen Bedeutung kannte Hölderlin einen nicht weniger „gemeinen“ und „alltäglichen“ Sinn des Wortes, denn „läutern“ ist ein Fachbegriff aus der Winzersprache. Darauf hat schon 1885 Robert Wirth in seiner Besprechung dieser Ode aufmerksam gemacht:

Wir haben hier einen önologischen Terminus, der dem Dichter geläufig war, da er einer Wein bauenden Gegend angehört und das Gedicht in einer solchen geschrieben wurde. Die Zeit des Läuterns geht der der Weiche vorher und die Trauben, die weißen, dürfen zur Zeit der Läuterung kein schönes Aussehen haben, wenn es eine gute Fechsung geben soll, sie müssen vielmehr von bläulich-grüner Farbe sein; bleiben sie grün, so giebt es eine weniger gute Kreszenz. „Geläutert“ ist die Traube

⁷ Friedrich Hölderlin: Odes and Elegies, translated and edited by Nick Hoff, Middletown, CT 2008, 69.

⁸ Friedrich Hölderlin: Selected Poems. Bilingual edition, edited and translated with a preface, introduction, and notes by Emery George, Princeton 2012, 245.

⁹ Eine Reinschrift von ‘Mein Eigentum’ gibt es nicht; die einzige Handschrift ist mit Änderungen und Neuansätzen überwuchert; vgl. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA], hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier FHA 4, 142f.

heißt also: die eben geschilderte Zeit ist vorüber, die Traube ist in die Zeit der Weiche getreten.¹⁰

Man sucht bei Grimm und seltsamerweise auch im ‘Schwäbischen Wörterbuch’ vergebens nach dieser fachterminologischen Definition, aber sowohl im ‘Rheinischen Wörterbuch’ wie auch im ‘Schweizerischen Idiotikon’ steht sie: „anfangen zu reifen, anfangen zu färben, durchleuchten, von den Trauben“;¹¹ „hell, durchsichtig werden, von reifenden Traubenbeeren“.¹²

Hölderlin wählte also an dieser Stelle mit Absicht ein Wort, das in seiner Polysemie den Bogen zwischen fachterminologischer Konkretheit und geistiger Erhabenheit spannt. Es gibt kein englisches Wort, das zu diesem semantischen Spagat fähig wäre; Chernoff und Hoover bleiben bei „pure“; Hamburger setzt die zwei Bedeutungen auseinander („pure“/“clear“ und „mellow“); Constantine weicht vom deutschen Wortlaut ab, um das Bild der durch Reifung durchsichtig werdenden Frucht wiederzugeben („The grapes are lit all through“).

Nicht unähnlich verhält es sich übrigens mit dem Titel des Gedichts, ‘Mein Eigentum’, der im übertragenen Sinn auf das dem Dichter am nächsten, am eigensten Seiende, nämlich den Gesang, hinweist, der aber zugleich den konkreten „Besitz“ (den „eigenen Heerd“, v. 22) im privatrechtlichen Sinn bezeichnet. Auch hier herrscht unter den Übersetzern Unstimmigkeit: ‘My Possessions’, ‘My Own’, ‘What is Mine’, ‘That Which is Mine’. Das unpoetische ‘My Property’ fehlt allerdings

¹⁰ Robert Wirth: Vorarbeiten und Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins, Plauen 1885, 29. Wirth gehört neben Carl C. T. Litzmann und Karl Köstlin zu den wenigen Wissenschaftlern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich mit dem Homburger Folioheft, wenn auch nur flüchtig befasst haben (vgl. Emery E. George in: Hölderlin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart/Weimar 2002, 384); Wirth sprach sich energisch für die Besorgung einer kritischen Hölderlin-Ausgabe aus, die auf den „mit hingebendem Fleiße gelesen[en]“ Manuskripten des Dichters basieren sollte (ebd., [1]).

¹¹ Rheinisches Wörterbuch, hrsg. von Josef Müller, Bd. 5, Berlin 1941, Sp. 249. Mein Dank gilt Michael Franz, der mich auf diese Definition aufmerksam machte und so mein Verständnis des Hölderlin’schen Textes buchstäblich wieder auf den Boden zurück führte.

¹² Schweizerisches Idiotikon, Bd. 3, Frauenfeld 1895, Sp. 1516.

gänzlich, obwohl gerade diese juristische Bedeutung unüberhörbar in Hölderlins Text mitschwingt.

Man könnte hier also beinah von einer Inkarnationssemantik reden: Hölderlin entscheidet sich für das besondere Wort, das den geistigen Sinn in der unscheinbaren Welt zu verwurzeln vermag. Nur so wird die Frucht „gemeiner“, „alltäglicher“, den Sterblichen „eigen“. Aus diesem Grund muss der Übersetzer und der Interpret gelegentlich zu den Dialekt- und Fachterminilexika greifen, um die erhabene Sprache des Dichters in ihrer spezifischen Konkretetheit zu verstehen.

„... wenn die Dunkelheit einsickert ...“

Über die Unverständlichkeit in Hölderlins Dichtung*

Von

Michael Franz

Hölderlin ernst nehmen heißt, der Versuchung zu widerstehen, sein Werk mit aller Gewalt verstehen zu wollen. Das wusste Gerhard Fichtner. Er hat deshalb immer wieder – vor allem auch in seinem eindringlichen Votum zum „Fall Hölderlin“ – betont, dass dieses Werk, *a fortiori*: diese Person, uns „fremd“ bleiben muss.¹ Er hat diese Fremdheit verteidigt, gegen die „Basta“-Psychiater ebenso wie gegen die empathischen Literaten, die sich dem Dichter allezeit so verwandt fühlen möchten.

Das Fremde – mehr noch: der Fremde – muss fremd bleiben dürfen – bei aller „Inklusion“, die heute mit Recht, wenn auch bisweilen etwas blindwütig betrieben wird. Dabei ist „fremdsein“ der Name für ein Verhältnis, ein wechselseitiges Verhältnis. So hat der nur vordergründig schrullige, in Wirklichkeit aber am Schrecken des Üblichen bauende Karl Valentin es auf den Punkt gebracht: „Der Fremde ist nur in der Fremde fremd“. Diese „Fremde“, in der der fremde Hölderlin fremd war, sind wir. Wir, die wir es uns hier im Turm so heimelig gemacht haben. Träte er hier, wie er am Ende war, unter uns, spränge er gar hinter einer der auffälligen Wände hervor und auf uns zu, oder torkelte er

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 187–198.

* Ansprache auf der Gedenkveranstaltung für Gerhard Fichtner im Hölderlinturm am 7. Juli 2013.

¹ Vgl. z.B.: Gerhard Fichtner: Der „Fall“ Hölderlin. In: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977, hrsg. im Auftrag des Universitätspräsidenten und des Senats der Eberhard-Karls-Universität Tübingen von Hansmartin Decker-Hauff, Gerhard Fichtner und Klaus Schreiner, Tübingen 1977, 510, wo er der Position des Medizinhistorikers Hans Schadewaldt, der dekretiert hatte, an der „Psychose, der katatonen Schizophrenie“ sei „bei Hölderlin nicht zu zweifeln“, bescheinigte, sie begeben sich der „Möglichkeit, in der Geschichte auch dem Fremden zu begegnen“.